



ehmen wir an, ein Gast komme nach Deutschland, aus Persien oder Japan, neugierig, Land und Leute kennen zu lernen, und sage mir nun: Ich möchte Sie bitten, mir die Titel jener deutschen Bücher aufzuschreiben, von Romanen oder Dramen oder was es sonst sei, aus denen ich mich am besten rasch über die Sinnesart und Gemütsart, die hier in den Menschen sitzt, über das Denken und Fühlen der heutigen Deutschen, kurz über den ganzen deutschen Geist unterrichten kann! Ich verstehe, was mein Perser oder Japaner meint. Ich mache es selber auf Reisen auch so: erst wird auf der Gasse jeder ausgefragt, um den Grundton der Ortschaft zu hören, aber wie da nun doch jeder Schnabel anders klingt, verwirrt es mich und man möchte dann einen, der im Namen aller spricht, sozusagen einen Extrakt der ganzen Nation; und das sind doch, denkt man, die Dichter! Indem ich aber daran gehe, den Wunsch des Japaners zu tun, und solche Bücher für ihn suche, Epiphanien gleichsam unseres deutschen Wesens, muß ich zögern. Es ist leicht, die paar großen Dichter zu nennen, die unser Volk jetzt neben die Besten der anderen stellen darf. Das will ja aber mein Japaner gar nicht. Ich verstehe genau, was er will. Er hat keine literarischen oder künstlerischen Sorgen; wenn er sie hat, sucht er sie nicht in der Fremde, dafür genügen ihm seine heimischen Künstler. Er sucht auch nicht den Reiz ungewöhnlicher Begabungen oder irgendein besonders merkwürdiges Beispiel der Menschenart. Er will uns kennen lernen, wie wir heute sind; das deutsche Wesen und die Richtungen, die es jetzt hat, will er finden. Also was man repräsentative Menschen nennt, braucht er, Statthalter des allgemeinen Geistes, in welchen, was sich sonst zerstreut, versammelt und das sonst Verborgene sichtbar wird. Die Vertrauensmänner unseres Volkes meint er, die dem gemeinen Mann seinen dunklen Trieb bestätigen und erklären; deshalb fragt er nach unseren Dichtern. Ich weiß genau, was er will. Aber wer von ihnen hat denn das Vertrauen heute? Manche sind durch ihr Können, andere menschlich groß; jeder steht allein, jeder nur für sich da. Wer darf denn jetzt sagen, in ihm sei das Volk beisammen, oder auch bloß irgendeine Klasse, auch bloß irgendein geistiger Kreis? Wie in Lessing das erwachende, wie in Schiller das die geistige Macht ergreifende Bürgertum der Deutschen, wie in Gustav Freytag noch das aufatmende Bürgertum, das sich nun ansiedeln und auf Lebenszeit einrichten will. Wer denn? Alle teuren Namen, die wir ehren, gehe ich ab und keiner ist dabei, der das öffentliche Vertrauen hat. Hauptmann war es einst. In den neunziger Jahren. Er stellte damals die geistige Form der Intellektuellen am Rande des Bürgertums dar, aus denen sich eine Partei das alte Preußen nach Europa lenkender Demokraten zu bilden schien. Aber diese Intellektuellen haben sich ver-

laufen, Hauptmann geht auf anderen Wegen Ahnungen einer neuen Zukunft nach, die kaum da und dort erst zagende Befekner hat. Nein, unsere Dichter alle sind jetzt nur Ausnahmen, Einzelfälle, Abarten des deutschen Wesens. Dieses selbst oder auch nur eine seiner Klassen, einen seiner Kreise drückt keiner aus. Jeder Dichter drückt nur diesen Dichter aus. Und ich muß meinem Japaner sagen: Wir haben jetzt keinen Dichter, in dem das deutsche Volk zu finden wäre.

Später fällt mir ein, ich könnte ja meinem Gast, dem es doch gar nicht um Kunst zu tun ist, sondern um Proben der deutschen Art, immerhin Bücher nennen, die zwar nach dem letzten Berliner Geschmack, der in Deutschland herrscht, nichts „literarisches“ haben, weil sie den eben jetzt gültigen Vereinbarungen nicht mehr entsprechen, die dem Japaner aber doch, worauf allein es ihm offenbar ankommt, bis zu einem gewissen Grade den Verkehr mit unseren Menschen und die Anschauung ihres inneren und äußeren Lebens vielleicht ersetzen können. Aus Romanen der Truch kann er den Ton und die Moden jener Gegend kennen lernen, in der der ererbte dem erworbenen Reichthum begegnet, das Bürgertum in die Haut des Adels fährt und Berlin W. an Kosmopolis stößt. Aus Romanen Ganghofers die Stimmungen und Neigungen der deutschen Geschäftswelt, die in den großen Städten Geld verdient und sich in Jagdhäusern davon erholt. Aus Romanen von Otto Ernst die Sorgen und die Wünsche des Mittelstandes, der langsam geistig aufzurücken beharrlich in der Stille strebt. Ja wirklich, der Wunsch des Japaners kann geschehen. Ich entdecke nach und nach und immer mehr, daß es uns doch an repräsentativen Männern gar nicht fehlt. Er hat mich bloß falsch gefragt. Er hat mich um Dichter gefragt, so verstand ich ihn, weil er der Meinung war, sie wären die Delegierten des deutschen Geistes. Solche gibt es schon, nur nicht unter den Dichtern, sondern sie gelten für unliterarisch. Wobei ich mich, mit diesen Worten: Dichter und unliterarisch, an das Urtheil halte, das von den öffentlich angestellten Ratgebern gefällt worden ist. Es ist mir klar, daß mein Japaner das, was er sucht, nämlich ein Porträt unserer heutigen deutschen Art, nicht, wie er meint, in unserer Literatur finden wird und daß den Autoren, bei denen er es finden wird, von den Merkern das Schandzeichen des Unliterarischen eingebrannt ist. Diese gezeichneten Autoren sind, scheint's, die Vertrauensmänner der Nation. Was sich ja wohl auch in den großen Auflagen zeigt. Freilich scheint die Nation dies nicht zuzugeben; denn dieselben, die die Bücher mit den großen Auflagen kaufen und sie lesen und sie lieben und mit ihnen leben und sich an ihnen befriedigen, sind ungehalten, dies einzugestehen, und versichern gleich, sie wüßten schon, daß dies eigentlich gar keine Dichter wären, sie lesen sie ja doch auch bloß zum Vergnügen, weil ein Mensch, der den ganzen Tag in Geschäften steht, eben für die eigentlichen Dichter keine Zeit hat und sich nicht abends auch noch plagen kann.

Wir haben also: erstens Dichter, die nirgends das allgemeine deutsche Wesen ausdrücken, sondern Abnormitäten sind, bewundert und verehrt, aber kaum gelesen werden, jedenfalls nicht zum Vergnügen, sondern mit einer Plage, die der Deutsche gelegentlich seiner Bildung schuldig zu sein glaubt; und zweitens, Autoren, die der Deutsche liest, die ihn freuen, die ihm ein Bedürfnis sind, weil er sich mit seiner geistigen Form in ihren Werken findet, deren er sich aber eigentlich im Innersten schämt, weil es ausgemacht ist, daß sie nicht zur Literatur gehören. Und so wird, wer einmal in hundert Jahren unsere jetzigen Dichter liest, die von den Kunsttrichtern anerkannten Dichter, die der Stolz der Nation sind, zwar Nachricht von der geistigen Sonderart einiger höchst seltsamer, ungemainer und sehr hoch gediegener Menschen erhalten, über den inneren Sinn und Trieb aber, der die Gemeinschaft der Deutschen heute lenkt, nichts erfahren. Und wer deutsches Denken, deutsches Fühlen dieser Zeit verstehen will, darf nicht die Literatur, sondern muß jene fragen, die aus ihr weggewiesen sind und ihr ganzes Leben unter den Drohungen und Verwünschungen der literarischen Welt verbringen.

Es kann nun leicht sein, daß einer, einmal so weit, diesen merkwürdigen Zustand von Dichtern, die der Nation nichts zu sagen haben, und Unliteraten, die der wahren Meinung der Nation dienen, deutlich einzusehen, in Zorn über die ganze literarische Welt geraten mag, wie denn überhaupt, wer, ohne ein besonderes künstlerisches Gefühl, nur aufs Ganze der geistigen Entwicklung schaut, gern ebenso ungerecht gegen die Literaten wird, wie sie selbst in ihrem Kreise sind. Er findet nämlich, wenn er die Zeiten vergleicht, daß sich in jeder immer einige allgemeingültige, schlechtweg unbedingte Gebräuche der Darstellung gesellschaftlich aufwerfen, von welchen abzuweichen nun für unliterarisch gilt. Sie scheinen ihm nicht fester als etwa die Moden, nach welchen der Frack zugeschnitten wird, oder die Sitte, die bestimmt, den Hut im Vorzimmer abzulegen oder in den Salon mitzunehmen. Einen rechten Grund für sie kann er nirgends sehen, als etwa den, daß die gesitteten Leute ein Bedürfnis nach Zeichen haben, durch die jemand zu erkennen gibt, daß er zu ihnen gehört, von ihren Vereinbarungen weiß und ihre Gewohnheiten achten will. Warum soll einer nicht in der Früh einen Smoking mit einer hellen gestreiften Hose tragen? Weil wir es verboten haben. Und weil, wer es nun dennoch tut, uns zu verstehen gibt, entweder daß er von unseren Geboten und Verboten nichts weiß oder daß er von ihnen nichts wissen will. Wir aber lassen einen nur dann in unseren Klub ein, wenn er unsere Sitten anerkennt. Als ein solcher Klub kommt dem Unbetheiligten die literarische Welt vor, in der, ohne daß man ihm den Grund sagt, das eine für fein, das andere für unwornehm gilt und das Feine wie das Unvornehme jedes Quartal ausgewechselt wird. Und man sagt ihm, beweisen lasse sich das nicht, man müsse eben ein Gefühl für das Gewicht der Worte haben. Versteht er

das nicht, so wird er zu den valeurs der Maler geschickt. Dasselbe, sagen die Literaten, gibt es auch in der Sprache. Die Worte haben, neben ihren Bedeutungen, auch noch ihren eigenen Wert und ihr spezifisches Gewicht. Der Verstand kann darüber nicht entscheiden, man muß das Gefühl dafür haben und diejenigen, die dasselbe Gefühl dafür haben, nennen sich untereinander literarisch. Der Unbeteiligte wird freilich entdecken, was sie kaum bemerken, daß auch dieses Gefühl unter ihnen unablässig wechselt. Da war Gukow, dieser ausgemachte Literat seiner Zeit, und seine Prosa stößt für unser Gefühl heute bei jedem dritten Wort gegen unsere Wertachtung der Worte an. Wir sagen dann, es sei eben jene ganze Zeit unliterarisch gewesen, daher auch die Literaten, denen wir nun aber doch nicht bestreiten können, daß sie damals in jener unliterarischen Zeit immerhin einen besonderen Kreis dargestellt, eben den literarischen. Über derlei darf man eigentlich gar nicht nachdenken, man kommt sonst zur Grenze, an der man spürt, Nichtigkeiten zu verlieren, die wir doch nicht entbehren können, so lange wir uns noch irgendwie behaupten wollen. Schließlich ruht ja die Kraft der redenden Künste auf dem Wahn, der den Redner mit dem Ungeredeten verknüpft: als ob Worte, also vereinbarte Lautzeichen, außerdem in sich und an sich noch eine Realität hätten. Und ganz so leicht, wie sich's der Unbeteiligte macht, der das Wort einfach bei seinem Gedanken nimmt, wird es jedenfalls nicht sein. Wir hantieren nun doch einmal alle mit den Begriffen des Literarischen und Unliterarischen, also brauchen wir sie offenbar; und wir merken, daß es die Worte sind, die den Unterschied machen. Die unliterarischen Leute setzen freilich sogar einen gewissen Stolz darein, „ungekünstelt“, wie sie es nennen, zu schreiben, und sie sagen gern, man habe so zu schreiben, wie man spricht. Was man gelten lassen kann, wenn es recht verstanden wird. Aber man schreibt nicht, wie man spricht, wenn man einfach die Worte aufschreibt, die gesprochen wurden. Die Worte sind kaum die Hälfte der Rede. Die Rede besteht nicht aus Worten bloß, sondern ebenso aus Tönen, die das Wort begrenzen oder erweitern können, es bald verstärken, bald entkräften, anfeuern oder abkühlen, ja seinen Sinn und seine Schwere und seine Macht erst bestimmen, ferner aus Blicken von derselben ergänzenden und ausfüllenden Kraft, besonders aber aus der Gegenwart des Redners selbst, die ganz unmittelbar so stark wirken kann, daß sie die Hilfe der Worte gar nicht mehr erst braucht, ja die sich oft am wohlsten fühlt, wenn sie selbst über hinderliche Worte durchdringt. Will einer also in Wahrheit schreiben, wie er spricht, so genügt es nicht, daß er hinschreibt, was er gesprochen hat, sondern er muß andere Worte finden, solche nämlich, die nicht bloß den Sinn der gesprochenen Worte, sondern auch noch den Klang, mit dem sie gesprochen wurden, die gebietende Macht seiner Augen, ja die ganze unmittelbare Gegenwart des Redners enthalten. (So lange wenigstens, bis es gelungen sein wird, seine Gebärden mit dem Kodak, die Stimme mit dem

Phonographen, seine geistige Gegenwart im Kintop einzufangen; dann brauchen wir die Kunst des Schreibens nicht mehr.) Vielleicht ist es eigentlich dieses Wissen um den Unterschied des Sprechens vom Schreiben allein, was die literarischen von den unliterarischen Menschen trennt. Sind zwei sonst an Macht ihrer Persönlichkeit und Menschlichkeit einander gleich, so wird der Literarische stärker wirken können, weil er in seiner Niederschrift ganz enthalten sein wird, der andere aber nur zum Teil, nur mit einem Ungefähr von sich. Immerhin kann der Unliterarische zuweilen aber so stark und menschlich schön sein, daß auch dieses Ungefähr noch, das von ihm zu uns kommt, dieser Teil, dieser Schatten seines Wesens wertvoller ist und freudiger macht und uns mehr zum Leben hilft als das Ganze des Literaten, wenn dieser sich in Worten so erschöpft, daß ihm zum Leben selbst nichts übrig bleibt. Jedenfalls hat es jetzt den Anschein, als gehe von den unkompletten Autoren, die sich nur ungefähr mitteilen können, ja eigentlich ihr Wesen bloß ahnen lassen, statt es darzustellen, mehr Wirkung auf die Deutschen, mehr Freude, zuletzt also mehr geistige Realität aus als von den Dichtern. Was übrigens diese gar nicht herabsetzt. Ihnen mag es genügen, sich aufzuzeichnen und ihr Wesen, wie es ist, rein auszudrücken, unbekümmert was die Menschheit oder auch nur irgendein einziger Mensch davon habe, bloß für sich selbst allein. Merkwürdig ist aber doch, daß die Werke, die jetzt in jedem deutschen Hause zu finden sind und an denen die Jugend aufwächst, die deutsche Hauskunst unserer Zeit sozusagen also, zur Literatur nicht zugelassen werden. Und wer später einmal, frei von unseren Parteilichkeiten, die geistige Geschichte dieser Zeit schreibt, wird sagen müssen, unsere Literatur habe aus einigen ungelesenen hohen Dichtern, hauptsächlich aber aus unliterarischen Leuten bestanden. Und vielleicht begibt es sich noch, daß er diese menschlich wertvoller und erfreulicher finden wird als jene. Vielleicht aber hält er sich davon zurück, aus Angst, doch ungerecht gegen die Dichter zu sein, weil er merken mag, daß es leichter ist, seine Menschlichkeit wirken zu lassen, wenn man sie sozusagen vor sich hindampft, als aus ihr eigene feste Gestalten abzulösen.

Von diesen Künstlern des deutschen Hauses ist mir Rosegger der liebste. Ich habe ihm zu seinem sechzigsten Geburtstage geschrieben, ich hätte gar nicht den Wunsch, so zu sein wie er, aber eine große Freude, daß einer wie er vorhanden ist. Tief steckt er im Bäurischen, hoch greift er ins Geistige und wie er sich nun zwischen den beiden festzusetzen weiß, keins aufgeben will und auf beide seine feste Hand legt, das hat mir den schönsten Reiz. Frau Bettelheim hat einmal sehr lustig erzählt, wie sie, als einst das Peterl in ihr Häusel am Grundlsee kam, die Bauern aus der Nachbarschaft herrief und er nun mit diesen und diese mit ihm sehr schön taten, heimlich aber schimpften sie auf ihn und er auf sie: sie trauten einander nicht. Es nützt ihm nichts, den Bauern ist er ein Stadtherr und den Stadtherrn wieder bleibt er der Bauer. Wer aber aus

dem Bäurischen ins Städtische strebt, jenes doch nicht lassen und nur noch dieses dazu gewinnen will, findet sich in ihm. Bei uns sind's viele. Die ganze Mittelschicht in den kleinen Orten unserer Alpenländer. Eigentlich muß man ja sogar sagen, daß das ganze deutsche Österreich, Wien und die Juden ausgenommen, geistig noch auf diesem Wege vom Bauern in die Stadt ist. Da nehmen sie den langsamen, mißtrauisch schwerfälligen, gefunden Menschenverstand der freien Felder mit, möchten aber zu den Geboten der Vernunft gelangen. Unter den Dingen, wie der Bauer, liegen sie nicht mehr, über die Dinge, wie der Geistige, können sie sich noch nicht stellen, so bleiben sie zwischen den Dingen stehen. Und ihr Wesen ist, nach allen Seiten empfindlich zu sein, was ihre Schwäche zugleich und ihre Kraft ausmacht. Aus Einerseits und Andererseits sind sie zusammengesetzt, hat Karl Marx einmal gesagt. Ihr Instinkt ist nicht mehr so stark, des Logischen entraten zu können, doch meldet sich das Logische schon, will auch dabei sein und rückt nur noch nicht allein heraus; gar nun selbst aus sich seinen eigenen Instinkt zu schaffen, wagt es nicht. Dies: durch das Logische nicht bloß die alten Instinkte zu zerstören, sondern das Logische dann noch so zu steigern, bis es selber aus eigener Kraft wieder zum Instinkt wird, ist das Problem, an dem die Geistigen oder Intellektuellen krank sind. Diese schon städtisch gewordenen Bauern oder noch bäurisch gebliebenen Städter, diese Stadtbauern aber können gesund sein. Zwischen dem Instinkt und der Logik teilen sie sich ihr Leben ein, jener wirkt noch nach, diese schlägt schon vor und solches Nachgefühl mit solchem Vorurteil gibt die glücklichste Mischung, die sie so durchaus unbedenklich macht; sie sind die einzigen Menschen heute, die stets genau wissen, was sie zu tun haben, und die sich sicher fühlen. Der Bauer ist unsicher worden, weil er doch schon „Fragen“ auftauchen fühlt, denen sein Instinkt nicht beikommt; und der Geistige, weil er weiß, daß die logische Lösung der Fragen sie nicht aus der Welt schafft. Nur wer in der rechten Hand Instinkt, in der linken Logik hat, wie man's gerade braucht, und wer, wenn's gar nicht mehr anders geht, getrost versucht, auch einmal mit dem Instinkt zu denken oder aus der Logik zu handeln, dem allein kann in unserer Zeit doch eigentlich gar nichts geschehen. Dadurch wirkt der Peterl so stark: er fühlt sich sicher und macht uns sicher. Man spürt überall: so wie er die Welt uns zeigt, so braucht er sie, um sich in ihr zu behaupten; darum ist er unwiderleglich und hat immer recht. Wie denn bei uns im Augenblick nur ein solcher Stadtbauer immer recht behalten kann, weil er, im Augenblick noch, die stärkste Wirklichkeit unserer bürgerlichen Welt ist. Weshalb man denn, sogar bis zu den Intellektuellen hin, überall unter uns seine Denkart findet. Und Rosegger ist also durchaus repräsentativ (für uns und für den deutschen Süden; im Norden scheint Grenssen so zu wirken, den ich nicht beurteilen kann, weil es mir nie möglich war, mehr als zehn Seiten von ihm zu lesen, auf der ersten schlafe ich schon). Seltsam ist

nun aber, wie künstlich Rosegger seine Wirklichkeit ausdrückt. Es klingt, wie wenn jemand mit verstellter Stimme einen nachmacht; und dabei weiß man eigentlich nie, wen. Kapläne in Dorfkirchen predigen so, sie heben manchmal ihre Stimme plötzlich aus dem Dialekt zu einer groben Feierlichkeit empor, die nur einen großen Schall hat und dadurch wirken will; sie sprechen dann weder Dialekt noch hochdeutsch, sondern machen sich eine fremdartige Sprache. Ebenso strengt sich Rosegger an, seinen bäurischen Worten eine besondere Resonanz zu geben. Indem er ganz unbefangen spricht, klingt immer auf einmal ein Nebelhorn hinein, aus irgendeiner unbekanntem Ferne her. Man hört ihm an, daß ihm seine eigenen Worte nicht genügen; so nimmt er den Mund voll, um in sie zu blasen. Und während seine Sprache ganz volksmäßig tut, merken wir, daß er ihr nicht zutraut, so zu wirken, wie er's braucht, weshalb er seine Sätze mit Schalldecken versteht. Durch die große Redlichkeit, den Mut und das Beharren seines Wesens erfreut, durch jenen künstlichen Ton beirrt, hat man stets den Wunsch, diesen offenbar sehr merkwürdigen Mann einmal unter vier Augen zu Hause zu sehen, in der Lodenjoppe des täglichen Verkehrs, da er sich in den Sonntagskleidern seiner Sprache stets ein wenig geniert zu fühlen scheint. Ganz wie Ganghofer auch, der ihm darin durchaus gleicht.

Wer Ganghofer einmal gesehen hat, sagt sich unwillkürlich, auf den ersten Blick: Ja, das ist ein Dichter! So denken sich Jünglinge und Mädchen den deutschen Dichter. Blond, schlank und groß, mit einem wunderbar klaren und scharfen Profil, von der schönsten deutschen Anmut in allen Bewegungen. Und so lebt er auch: der Natur wie der Kunst mit Leidenschaft ergeben, Jäger, Segler, Sportsmann und in der Lust an Wagnissen jung geblieben, von Schönheit umgeben, unersättlich im Genuße prächtiger Räume, kostbarer Bilder oder Büsten, prunkender Verse, bald in einsamen Gefahren, bald in üppigen Festen froh, einer, der sich den Rausch des Lebens aus tausend Krügen trinkt; Ludovico il Magnifico habe ich ihn einmal genannt. Nun aber seine Werke. Ja nun, mit seinen Werken ist es sonderbar: man spürt da schon seine Schönheit auch noch durch, aber sie verändert sich, eine Atelierschönheit wird aus ihr. Überall sind in ihnen Zeichen seiner hohen Lust an der Natur und eines innigen Lebens mit Wald und Wasser und des reinsten Gefühls für Licht und Luft, aber sie dringen niemals unmittelbar in uns ein, sondern gleichsam nur wie durch dicht verhängte Fenster, nämlich durch den schweren Vorhang einer ganz unpersönlichen, nach alten Mustern gewobenen Sprache. Sehr jungen Menschen geschieht es leicht, daß sie, von starken Empfindungen erfaßt, in einer wahren Angst, das Geschenk des Augenblicks, wenn sie zögern, wieder zu verlieren, nun nach irgendwelchen Worten greifen, bei denen sie sich nur erinnern, auch einmal Großes stark empfunden zu haben. Sie reden neben ihren Empfindungen her, unfähig, in ihrem Glück das Wort zu finden, das ihren persönlichen Grad der

Empfindung enthält, und meinen, wenn sie nur irgendwie die Sprache rauschen lassen, müsse man schon spüren, wie voll sie davon sind. Man spürt schon auch, wie voll sie sind, aber nicht, wovon. Und so spürt man aus Ganghofers Werken die Macht eines vollen Menschen und seiner starken Empfindungen durch, weiß aber, wenn man ihn nicht kennt, aus ihnen nie, was denn eigentlich sein Wesen und seine Wirkungen ausmacht. Manchmal wird dies fast zum Reiz, wie wenn sich gleichsam einem Stummen in der höchsten Not die Worte schon auf die Lippen zu drängen und durch Leidenschaft seine Zunge zu lösen scheinen; wir sehen es ihm an, die Gebärden des Stummen schreien, schließlich erfahren wir aber immer doch nur, daß er sehr bewegt sein muß, von freudigen oder schmerzlichen Gefühlen. Vielleicht wirkt gerade dies auf viele so stark, die glücklich sind, im Dunkel den großen Schwall einer geheimnisvollen Erregtheit rauschen zu hören, in die dann jeder daheim sein eigenes kleines Gefühl einsehen mag.

Der Schweizer J. C. Heer kommt mir immer wie ein Ganghofer dritter Klasse vor. Oder ich möchte fast sagen: ein Ganghofer, der Gymnastast geblieben wäre. Auch er glaubt, wenn er ein starkes Gefühl hat, es genüge nun, ein ebenso starkes Wort zu nehmen. Nicht das besondere Wort seines besonderen Gefühls sucht er, sondern so viele Gefühle auf der einen Waagschale liegen, ebenso schwere Worte legt er in die andere und wenn nun nur das Gewicht ungefähr stimmt, glaubt er uns schon sein Gefühl mitgeteilt zu haben. Dadurch wird manchmal eine Art künstlerischer Wirkung erreicht, nämlich die der richtigen Kraftverteilung. Ganz wie in den Aufsätzen lebensvoller, mit Empfindung begabter Gymnastasten, wo auch nichts das Licht der Welt erblickt, nichts gestaltet wird, aber ein schöner Drang sich mit dumpfer Gewalt vernehmen läßt. Vielleicht ist es das eben, was man sich im deutschen Hause wünscht: einen zu hören, der irgend etwas Geheimnisvolles sehr stark spürt, und Worte zu hören, an denen die Spuren großer Empfindungen sind, und nun, dadurch erregt, in sich selbst hinein zu horchen.

Noch ein anderer Schweizer ist ins deutsche Haus gedrungen, Ernst Zahn, der Wirt von Göschenen, jetzt vom Kanton Uri zum Landrats-Präsidenten erwählt. Im Herbst fuhr ich am Rhein, in literarischen Gesellschaften und kaufmännischen Vereinen vorlesend, immer hinter ihm her. Überall war er eben vor mir da gewesen und ich konnte vernehmen, wie groß er wirkt. Ich fragte gern: „Wie liest er denn?“ Immer antworteten sie: „Ganz wie er ist. Mit demselben Pathos, das seine Werke haben. Erst kommt es einem ja ganz seltsam vor und man fühlt sich fremd, bald aber hat es einen und das ist dann wunderschön.“ Fast mit denselben Worten sagten sie mir das überall: durch sein Pathos wirkt er, erst wundert man sich, gleich ist man heimisch. Ich habe das dann aus seinen Werken verstehen gelernt, es ist ein Pathos von besonderer



Art, das Pathos einer nüchternen Zeit. Wir bilden uns doch jetzt ein, unpathetisch zu sein, und sehr weit ins Volk hinein hat man sich angewöhnt spöttisch mit allem zu spielen. Nur mit seiner eigenen Sache nicht, da hört's auf; im eigenen Geschäft, beim eigenen Verdienst hört der Spott auf, da fängt unser Pathos an. Im Denken, im Fühlen, überall wo's ins Weite geht und die anderen trifft, sind wir unpathetisch, aber wo wir handeln sollen, und für uns selbst, wenn's an unser nächstes eigenes Sein und Tun geht, da schwellen wir an. Die Denker, die Dichter, die Liebenden, die Krieger, die Redner sind unpathetisch geworden, es gibt aber ein kaufmännisches Pathos, ein Pathos des Erfinders, ein Pathos der Fabriken, es gibt ein Arbeitspathos. Und das drückt Zahn aus? Das stellt er dar? Nein. Aber er hat es und läßt uns fühlen, daß er es hat. Seine Kraft, Menschen und den Kreis ihres Lebens darzustellen, ist groß. Man wird aber nie das Gefühl los, er verschweige noch etwas, er habe noch mehr, als er sagt; und gerade dies zieht uns an, gerade dies möchten wir wissen und wir meinen, er wird es uns das nächste Mal sagen, er selbst scheint das auch zu meinen. Wie man im Leben zuweilen einem aus einem äußeren Anlaß begegnet und sich nun auf einmal innerlich berührt fühlt. Mein Telephon ist verdorben, einer wird zu mir geschickt, um es herzustellen; er verrichtet sein Geschäft, wir besprechen, was dazu gehört, sonst sagen wir uns nichts, aber aus seinem Ton, aus seiner Art zu hantieren tritt plötzlich ein Mensch zu mir, mit seinem Lebensernst und seiner Lebenssorge; schon aber ist der Arbeiter fort, es bleibt mir nur ein stiller Wunsch zurück, schade! So geht es mit Zahn: er führt in seinen Romanen immer irgend einen menschlichen Handel durch, sehr streng, ganz genau, mit der größten Präzision, aber in der Art, wie er es tut, tritt er plötzlich einen Augenblick selbst hervor, aus dem Sachlichen erscheint seine Person, und so merkwürdig, daß wir ihn selbst eigentlich viel lieber hätten als die Menschen mit ihren Schicksalen die er zeigt, aber schon ist er erschrocken wieder fort. Und alle seine Romane schließen eigentlich immer damit, daß man sich wünscht, einmal nach Göschenen zu kommen, um ihn kennen zu lernen, ihn selbst. Doch weiß ich nicht, ob das der Zweck von Romanen ist.

Am besten wird es vielleicht für meinen Japaner noch sein, wenn er sich die Romane der Clara Viebig nimmt. Nirgends tritt der deutsche Sinn, der jetzt die tätigen Menschen bestimmt, kräftiger und augenfälliger vor, nirgends fühlen wir uns so durchaus unter den Wünschen und Sorgen der deutschen Wirklichkeit. Das ganze heutige Deutschland finden wir hier. Und wir finden es mit allen Mitteln der heutigen Technik dargestellt, durchaus den letzten literarischen Abmachungen gemäß. Wer nun so sehr den Geist der Zeit trifft, die nachgestaltende Kraft hat und nirgends gegen die heute gültigen Vereinbarungen verstößt, darf der nicht ansprechen, ein großer Dichter zu heißen? Wird ihm dies etwa bloß verwehrt, weil er Erfolg hat? Manchmal scheint es

ja wirklich fast, als genüge der Erfolg, um von den Kunstrichtern aus der Literatur verwiesen zu werden. Mir aber geht es mit diesen Romanen so, daß ich zu jedem Kapitel sage: Ja, das ist ein Dichter! Doch lassen sie mich zuletzt immer mit dem Wunsche zurück, ich möchte nun ihre Gestalten, die mir sehr nahe gekommen sind, doch auch einmal im wirklichen Leben kennen lernen. Das ist ganz anders als bei Zahn. Seine Gestalten verfolgen mich nicht, aber hinter ihnen taucht er selbst auf und er wird mir wichtiger als sie, ihn möchte ich dann auch noch sehen, unmittelbar. Dies hat die Viebig gar nicht, nirgends drängt sie sich ein, sie verschwindet in ihren Gestalten ganz. Was ja doch viel künstlerischer ist, nach den heutigen Meinungen. Sie redet nicht, sie bildet ihre Gestalten und stellt sie mir hin, da stehen sie, stark und wahr. Und ich sage mir am Ende: Also so sind die Menschen dort, ich möchte sie wohl einmal kennen lernen! Ich zweifle nicht an ihnen, sie stehen ja vor mir. So stark als etwa die des Balzac. Aber ich habe mir nie gewünscht, eine Gestalt des Balzac nun auch noch im Leben kennen zu lernen; denn sie könnte dort nicht wirklich sein. Ich denke mir vor einer Photographie der Besendonk: Die hätte ich gern gekannt! Vor der Nonna Lisa des Leonardo denke ich mir das nie. Jene ist etwas, das die Wirklichkeit vertritt. Diese ist selbst eine Wirklichkeit. So bildet die Viebig Wirklichkeiten ab. Balzac schafft Wirklichkeiten.